

Erich Schmidt 3. August 1910

## Berliner Poesie vor hundert Jahren.

Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Universität  
König Friedrich Wilhelms III.



Hochansehnliche Versammlung!

Werte Kollegen, liebe Kommilitonen!

Ein Hauch von Wehmut umfängt uns heute in dieser alten Anla, in der wir vor der Einweihung eines viel geräumigeren und glänzenderen Saales noch einmal die gewohnte Feier zum Andenken des Hohen Stifters pietätvoll begehn. Wer am 3. August als Festredner das Katheder betrat, hat gern den Blick in die Hallen der Vergangenheit gelenkt und aus den Erinnerungen seiner besonderen Wissenschaft oder noch lieber der deutschen, zumal der Berliner Universitäts-geschichte das Thema geschöpft. So möchte ich denn, ohne jeden schwachen Wettstreit mit unsern Historiographen Lenz, von der hier vor hundert Jahren entfalteten Poesie sprechen, wie sie den Hingang der frühvollendeten Königin Luise und danach die Geburt der Universität mit hohen Klängen umtönt hat.

Es ist das Jahr des „Prinzen Friedrich von Homburg“. Aber mit diesem in Ernst und Humor echt märkischen und zugleich gar nicht partikularistisch engen Gipfelwerk, dazu mit der älteren, auf unmittelbare Tat losdrängenden „Her-mannschlacht“ war ja Preußens größter Dichter lang über seinen jammervollen Tod hinaus zu einem Martyrium des Schweigens verurteilt, wie die Litteraturgeschichte kein grausameres meldet. Mit dem nüchternen Randvermerk: „Das Imprimatur kann nicht erteilt werden“ lag unter den Zensur-

akten begraben der Probedruck seiner weihnachtlichen Stanzas zum Einzug Friedrich Wilhelms III., dem die Türme seiner Hauptstadt predigen sollten: Kampf um jeden Preis!

Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,  
Für bessere Güter in den Staub zu sinken.

Statt dessen brachte die Zeitung nachträglich leere sapphische Strophen Böthes aus dem Latein verdeutscht. Aber es war Kleist vergönt, seiner königlichen Schirmerin am Geburtstag ein Gedicht zu überreichen, das in der Ihr gewidmeten Fülle von Poesien oder wenigstens Reimen nirgend seines gleichen hat.

Blicken wir, natürlich ohne registerhafte Andacht, etwas weiter aus, so eröffnet der junge Novalis in schwärmerischer Prosa den Reigen der Lobpreisungen. Die „Jahrbücher der preussischen Monarchie“ brachten 1798 unter dem Titel „Glauben und Liebe oder der König und die Königin“ seine von phantastischen Phantasien über Monarchie und Republik eingeleitete Verherrlichung des „klassischen Menschenpaares“, das diesem Idealsten nach den trüben Jahren Friedrich Wilhelms II. vom Thron entgegensahle. Hardenberg wünscht, die Fürstin, deren Bildnis in jedem Haus musterteilhaft prangen sollte, ihre gepaverte Residenz, ja von einer Huldigung bei jeder Hochzeit an alle Familien Preußens ebenso veredeln zu sehn, wie er den Fürsten zum neubeliebenden Mittelpunkt des ganzen staatlichen, geistigen und sittlichen Daseins erhebt. Nach seinem scharf abgeschmackten Schauspiel, worin der König Poet, Direktor und Held zugleich und die Heldin Muse und Gelebrte sei, erreicht die Apotheose ihren Gipfel mit dem Wunderreiner Transsubstantiation, die den Thron in ein Heilig-tum verwandelt habe. „Wenn die Taube Gesellschafterin und Liebding des Adlers wird, so ist die goldene Zeit in der Nähe oder gar schon da. Wer den ewigen Frieden jetzt sehn und lieb gewinnen will, der reise nach Berlin und sehe die Königin!“

Diese dem trocknen Sinn des Gemahls recht unbehaglichen Superlative Hardenbergs galten einer zerfließenden Licht- und Luftgestalt, denn auch sein im Vergleich mit der idealen Natalie Wilhelm Meisters ausgesprochener Wunsch, „Lehrjahre“ Luisens, also Bekennnisse ihrer schönen Mädchenseele, zu besitzen, ist nicht auf ein der leibhaften Wirklichkeit getreues Lebensbild gerichtet.

Wir wissen lang, und Baillets schöne Biographie hat es neuerdings zum vollen Verständnis gebracht, daß gerade der Gegensatz jenes ewigen Friedens in den härtesten nationalen und persönlichen Prüfungen alle Kräfte, die unter der lebenswürdigen heiteren Hülle im Halbschlummer lagen, wachrief und, Schillerisch gesprochen, zur bezaubernden Anmut die majestätische Würde gesellte, niemals auf Kosten einer reinen Natürlichkeit. Während der König immer entschlußloser verzagte, durften die zur Tat rufenden tapfern Patrioten ihre Hoffnung auf die Königin bauen, und es gereicht Heinrich v. Kleist zu hohem Ruhm, daß er die Entfaltung Ihres tiefen Inneren mitten zwischen den Unheilstagen von Jena und Tilsit in einem Königsberger Brief für alle Zeiten also prägte: „An unsere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt war, als wie sie beim Tanzen, oder beim Reiten, gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält.“ Und eben dies setzte Kleist aus schlichter Prosa in erhabene Verse um, als er zu Luisens Geburtstag, zwei unmittelbar vorausgegangene Entwürfe einer Huldigung zum Sonett verdichtend, Ihren Glanz von finstern Wetterwolken abhob: erwäg' ich,

Wie du das Unglück, mit der Grazie tritt,  
Auf jungen Schultern herrlich hast getragen . . .  
O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!  
Wir sahn dich Anmut endlos niederregnen,  
Wie groß du warst, das ahndeten wir nicht!

Der Dichter empfing sogleich goldenen Lohn, denn was der Schöpfer des düstren Harfnersangs „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“ nur mit Augen des Geistes sah, eine weinende Königin, das durfte Kleist an jenem 10. März 1810 mit Augen des Leibes schauen. Niemals ist eine Fürstin würdiger gepriesen worden; nur des spröden Demokraten Umland Totenopfer für Katharina von Württemberg möchte sich neben diesen Feierklängen behaupten. Dann hat Adam Müller, sein Dresdner und Berliner Freund, einen glänzend geschriebenen Aufsatz dem Gedächtnis der Verewigten gewidmet. Was sonst, der Entschlafnen zumal, an poetischem Wehtrauch entzündet wurde, von dem sauberen Wilhelm Schlegel und dem nur an sich denkenden Zacharias Werner im fernen Rom, unbedeutend oder antikisch steif von Fouqué und Stägemann, weicherzig bei Luisens Lebzeiten und danach von Schenken-dorf in jugendlichem Überschwang von Körner, spielerig in einer Himmelszene von Rückert, knabenhaft teutonisch von dem blutjungen Harry Heine — das alles, und gar die Zeitungs-poesie der Catel und Herklotz, sinkt ins Nichts gegen jenes Sonett. Keiner fast kommt hinaus über die abgeleiteten Redensarten von der „Rose“, dem „Engel“, der „Heiligen“, dem „Schutzgeist“, dem „holden Stern“, der „süßen Königin“, und wie die patriotisch verblasene Empfindsamkeit sonst deklamierten mag. Sie haben bloß die Entschuldigung, die Schlegel, selbst nur ein konventioneller Herold der „Anmut-göttin auf dem Thron“, einmal in der höfischen Musterung von Epithalamien für das Kaiserpaar Franz und Ludovika geltend macht, daß auch die Gesinnung in Anschlag gebracht werden müsse.

Goethe hatte 1810 in dem famosen Trinklied „Ergo biamanus“ für Freund Zelters Berliner Liedertafel nur von fern

und nicht Eingeweichten unverstündlich auf das hohe Geburtstagskind angespielt: „Da leuchtet ein Bildchen, ein göttliches, vor.“ Dann, 1814/5 ließ er es für den „Epimenides“, sein großstilisiertes, aber nebuloses Gelegenheitsstück, offen, ob die verkörperte Hoffnung in Gestalt und Betragen der „höchst vollkommenen, angebeteten Königin“ ähneln und im Minervaschild Ihre Chiffren zeigen dürfe, wenn sie dem „Jugendfürsten“, das heißt Friedrich Wilhelm, zur Seite ein Heer gegen den „Dämon der Unterdrückung“ über die Ruinen führt oder vorher die entfesselten Schwestern Glaube und Liebe getrost anredet:

Weiblich gestaltet, bin ich männlich kühn.  
Das Leben selbst ist nur durch mich lebendig,  
Ja, übers Grab kann ich's hinüber ziehn,  
Und wenn sie mich sogar als Asche sammeln,  
So müssen sie noch meinen Namen stammeln.

Auf die Gesänge dieses „Epimenides“ verwies Goethe im Januar 1817 unsre Studentenschaft, als sie ihn frischweg um ein patriotisches Lied zur Erinnerung an den Auszug der akademischen Jugend Berlins in den Freiheitskrieg bat. Man war da nicht vor die rechte Schmiede gekommen, und es ist nur eine kanzleihafte Wendung, wenn der alte Meister, dem andres auf der Seele lag, ausweichend beifügte, freilich lasse dieser Fall eine besondere Behandlung zu, „wie sie die Günst der Museu wohl zu gelegener Zeit auflösen könnte“. Er hat uns nichts gedichtet. 1810 aber schrieb der huldvoll beglückte Badegast in Böhmen seine steifen Karmina an die lebenswüridige Kaiserin von Österreich, und er achtete es später für keinen Raub, sogar ihrer hohlen Stiefsochter, der Gattin Napoleons, am Sprudel feierliche Otaverime zu Füßen zu legen.

Als die Königin Luise am 19. Juli hingschieden war, bedachte der trostlose Witwer sogleich ihre marmorne Verewigung durch Rauch. Vorerst schlossen Poesie und Musik an dieser Bahre einen schmerzlichen Bund, und es war die ro-

manntische Gruppe um Kleist, wenn auch nicht er selbst, die der tiefempfundnen allgemeinen Klage Worte lieh. Aus treuer Seele und zudringender Fülle tat es der märkische Adelige Ludwig Achim v. Arnim, der jüngst von seiner „Gräfin Dolores“ auf das Sinken und die Erhebung eines ganzen Volkes geblickt hatte. Er war der Gebetgen, nicht Verzagen-den, bei deren Hochzeit er einst Pagendienste getan, in Königsborg persönlich wieder begegnet und dachte von ihr so groß wie Kleist. Den herzlichen Beifall Wilhelm Grimms erwiderte er mit den Worten über sein Gedicht: „Es ist keine Lüge darin, wir fühlen jetzt erst recht, nachdem sie tot, wie viel Berührungen des Königs mit dem besseren Teile des Volkes mit ihr verloren gegangen sind.“ Sehr rasch gedieh ihm die später etwas ergänzte „Nachfeier nach der Einholung der hohen Leiche Ihrer Majestät der Königin. Eine Kantate“ für den gewandten Kammermusiker Georg Abraham Schneider, die am 18. und 25. August im Opernsaal, wo die Verewigte noch vor wenigen Monaten dem Tode Jesu von Graun ge-lauscht hatte, aufgeführt worden ist; eingeleitet durch einen Prolog, während dessen Luises Bildnis enthüllt ward. Es ist eine modernisierte Kantatenform, wie sie auch Goethe zu Schillers Follenreier anbahnen wollte. Arnim hat hier im Gegensatz zu seinen vielen „ungeselligen“, manchmal dem bloßen Wortverständnis trotzen Lyrischen Gebilden ein klar gegliedertes, zumeist jedem Hörer faßliches, edel ergreifendes und einbauendes Gedicht geschaffen. Es ist nicht gesucht ein-fach wie Kloppocks Verse am Katafalk Luises von Dänemark, mit denen man sich zunächst seltam bei der Trauerfeier für Preußens Königin im Berliner Schauspielhause behoffen hatte. Arnim ist davon durchdrungen:

Der Schmerz macht menschlich schwach und göttlich stark,  
Was alle trifft, schlägt keinen ganz darnieder.

Chöre, Halbchöre, einzelne oder mehrere Stimmen lassen Klage und Trost erschallen. Die mächtigen Orgeltöne protestantischer

Kirchendichtung wechseln mit gehändigten Lauten des Schmerzes, ja einzelnen Ausbrüchen der Verzweiflung und sogar einer leisen Andeutung des wirklich aufgelebten Aberglaubens von dem ahnungsvollen Schloßgeist. Das treue Volk wird an die schwere ostpreussische Zeit gemahnt und von einer hauptstädtischen Stimme an den Wechsel der tiefen Berliner Einträge: Ankunft, Huldigung auf dem Thron, Mutterglück, Entfernung im wundenreichen wilden Krieg, Heimkehr, letzte Reise, Tod. Alles nicht erzählend, sondern in lyrischen Reflexen. So auch die Überbringung der Leiche durch die sandigen Wälder der Mark in die umflorte Stadt. Doch

Mehr als wir alle, ach, verlor der Eime,  
Den Gott als König über alle setzte.

Nach seines Hauses erstem Brauch empfängt er am dunklen Schloßportal die Tote, wie er die Lebende so oft empfangen, und schreiet dann voraus zum Trauersaal. Der Königskinders Weinen unterbricht die bange Stille, und Arnim läßt sich gleich Brentano den rührenden, auch von Humboldt seiner Gattin berichteten Zug nicht entgehen, wie das jüngste Prinzchen Albrecht „unbewußt der Schmerzen, sah lächelnd auf das schwarze Kissen, worauf es ruhte“. Der hohe Witwer öffnet seinem innig mitfühlenden Volk die Pforten, und verteilter Gesang feiert nun ohne eine Spur von anstößiger Apotheose diese königliche Assunta, der drei Engelstimmen, die ihrer nicht erblühten Kindlein, zurrufen: „Süße Mutter, komm nach Haus!“ Sie selbst singt in den zartesten jenseitigen Lauten der Familie und den Untertanen ihr Lebewohl; dann mag die allgemeine Trauer der nun zu Arbeit und Kampf Erfrischten sich lösen im einhelligen „Lobt den Herrn“ und „Halleluja“.

Arnim durfte von seinem Gedicht sagen, es drücke ohne fremdartigen Kirchenstil und poetische Subjektivität die Volksgesinnung am nächsten aus, obwohl es nicht erschöpfend und bald von andern übertroffen worden sei. Clemens Brentano jedoch, dem er neidlos alles Gute zuerkennt, was sich über

Luisens Tod als „allgemeine Erscheinung“ sagen lasse, besiegte den Schwager wohl in einzelnen Tönen und Bildern, bot aber in seiner ungleich virtuoserem Kantate nicht die Herzenswärme der Arnimschen. Es fehlt ihr nicht an einfachen Linien, wenn es z. B. von der Königin heißt:

Wie sie in des Landes Rate  
Eine klare Lilie stand,

oder wenn des seiner Viktoria beraubten Brandenburger Tors gedacht wird:

Auf dem hohen Tore flaget,  
Wo die Siegesgöttin stand,  
Eine schwarze Trauerfahne  
Ihre Schatten übers Land.

Und grandios, in dem ersten Teil der kunstvollen Responson gewiß im Hinblick auf Napoleon, sind Tod und Heiland gegen einander dargestellt:

Einen kenne ich —  
Wir lieben ihn nicht;  
Einen nenne ich,  
Der Kronen zerbricht!  
Wahr sein Fuß steht im Staub,  
Sein Haupt im Mitternacht;  
Vor ihm weh das Laub  
Zur dunklen Erde nieder.  
Ohr Erbärmten  
In den Armen  
Trägt er die kindische, taumelnde Welt!  
Tod — so heißt er!  
Und die Geister  
Beugen vor dir, du eiserner Held!

Einen kenne ich —  
Wer liebt ihn genug!  
Einen nenne ich,  
Der die Dornkrone trug!  
Hell sein Fuß steht im Licht,  
Sein Haupt in der Gloria!  
Wo er gehet, zerbricht  
Des Todes eiserner Riegel!

Voll Erbarmen  
In den Armen  
Trägt er die sterbliche, liebende Welt;  
Jesus — heißt er!  
Und die Geister  
Beten dich an, du ewiger Held!

Einen argen Mißgriff, den König selbst mit einem langen, von biblischen Zwischensätzen unterbrochenen Solo auszustatten, beiseitigte Brentano, gewiß nicht der Kürzung halber. Mit Reichardts Komposition unzufrieden, sah er dann nach dem bewunderten Beethoven aus und dachte auch daran, seine Kantate der Kaiserin Ludovika zu widmen, „weil ich weiß, daß mein Lied nicht schlecht ist und daß die Kaiserin die Königin sehr geliebt hat“. Doch wir besitzen überhaupt nur eine Niederschrift, die noch nicht die letzte Hand erfahren hat. Dafür dankt ihm unsre Universität ihren großen Wehgesang.

Die akademische Poesie hat lange Jahrhunderte hindurch bei feierlichen Gelegenheiten lieber in lateinischer Zunge als in deutscher geredet. Sie trifft der Spott Uhlands über die „Zeit, wo man mit Wohlbedacht Nur latein'schen Vers gemacht, Zeit gepudert Perücken, Drauf Palzgrafen Lorbeern drücken“. Von der Fülle echter Dichtung, die in jugendlicher Begeisterung und burschlikosem Übermut bis zum seligen Ursinn der Kneipe den Studenten zugeströmt ist und zu der außer dem Reichthum Heidelbergs auch der Bonner Professor Simrock gesteuert hat, hab' ich hier nicht zu reden, sondern von den wenig fruchtbaren offiziellen Kundgebungen. Nicht nur die poetae laureati, die professores poeseos wie der unermüdliche Verehrer der Churbrandenburgischen Rose Simon Dach, die Tischgesellschaften und einzelnen Gratulanten rührten die Leiter zu Ehren der Akademien, ihrer Lehrer, der Promotionen und Valets in massenhafter Kasualpoeterei. Schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts schrieb der Meistersinger Michel Behaim, dessen Pälzer Reimchronik dann der Ruperto-Carola gedenkt, ein langatmiges Gedicht „Von der hohen schul zu Wien“,

die im Garten der Donaustadt ein „erwirdig edel pom zart“ und für den Kaiser „ein clainet reiche über all sein scheeze“ sei. Der fromme Biedermann setzt mit ehrlichem Respekt vor der Wissenschaft den Nutzen der Universität für Staat und Kirche auseinander und rechnet den Bürgern vor, wieviel die Schule Jahr für Jahr zum Gewinn der Stadt verzehe. Drum solle man auch bei gelegentlichen Exzessen der akademischen Jugend ein Auge zudrücken; hatte doch, sagt er natv, Jesus einen bösen Jünger unter den Zwölfboten:

vil minder mag ain rector al  
studenten zihn und zwingen,  
der zwai oder drei tausend sein.

In Wien und in Ingolstadt hat dann Conrad Celtis, der stolz Apoll über die Alpen rief und statt der Fahrten ins Welschland gebot: „ultra Italicus properet germanas visere terras“, den humanistischen Reigen mit einer „Panegyris“ und dergleichen doch ziemlich dünnen Musternungen der neuen Wissenschaft eröffnet. Flinkke Neulateiner, wie Königsbergs erster Rektor Georg Sabinus, Melanchthons windiger Eidam, faßten wohl gar ihre Anschläge Ad Scholasticos in Distichen oder Hendecasyllaben ab. Im Chor der Säkularpoeten darf Nikodemus Fenschlin nicht fehlen, der ein wirklicher Dichter war; doch noch im neunzehnten Jahrhundert haben Professoren, deren Studierzimmer die Muse nicht besuchte, vor allen klassischen Philologen in der eignen Aula oder als Überbringer einer Fabula gratulatoria pflichtmäßig lateinische Oden geschnitten. Fretillon beweist bei solchen Gelegenheiten auch der große Gottfried Hermann nur, daß er des Metrumms und einer am launiger Horatius geschulten Phraseologie mächtig ist, wenn er etwa den Weingott in die akademische Festschar Leipzigs ruft:

Tuque, o Thyoneu, laetitia dator,  
Auis, virenti tempora pampino  
Ginetus, resignatumque largis  
Funde cadis veterem liquorem,

was denn doch nach der Lampe, nicht nach dem Kelchglas duftet.

Die Ode der deutschen Kasualreihe verrät sich teils durch den mühsamen Schwulst, wie er schon in vielen Titeln jubilerender Plissinen, Salinen, Viadrinen aufgebauscht ist, teils in der argen Trockenheit, die z. B. Gottscheds in fremdem oder eigenem Namen dargebrachten Versen anhaftet. Allerdings, wenn 1737 die Georgia Augusta festlich eingeweiht ward, durften nicht bloß die nächsten Poetaster ihr Lein-Athen rühmen oder Erfurts Zännemannin mit untertänigsten Lippen einen Glückwunsch stammeln, sondern eine der größten Zierden des Lehrkörpers, Albrecht Haller, mußte sich erinnern, daß er auch ein berühmter Dichter sei. Eine von den Studenten dem verehrungswürdigen Kurator v. Münchhausen überreichte Ode fiel ihm leichter als das in Gedanken und Ausdruck den Durchschnit gewiß hoch überragende Festpoem, dem sich 1748 beim Besuche Georgs II. nach langer Pause noch unakademischer, vor allem unstudentischer eine Kantate und eine Serenade schwerwandelnd anschlossen. Ein echter Lyriker befand sich zur Semisäkularterfeier unter Göttingens stolzen Professoren, der arme Extraordinarius Büttger. Er ist uns mit seinen Balladen und im Jauchzen oder Jammer seiner unseligen heißen Leidenschaft viel lieber, als wenn er nun, zugleich einem Studentenkreis besonders dienend, den überhaupt künstlich gewordenen Ton zum prunkvollen „Gesang am heiligen Vorabend“ hinaufschraubt oder gar, hoffentlich für ergebliches Honorar, loyalen Kommilitonen in diesen achtziger Jahren ihre Oden- und Reimopfer an englische Prinzen besorgt. Immerhin, jener „Gesang“ konnte keinem bloßen Versifex gelingen.

Den Zürichern hat Meister Gottfried eine Kantate besichert, Bonn war wie gesagt nicht in Verlegenheit um einen rheinischen Sang, Heidelberg durfte selbstverständlich auf Scheffel rechnen, der sich in Straßburg bei der Aufferstehung der Universität mit dem Hohepriester Geibel sehr glücklich in die dichterischen Ehren geteilt hatte — Berlin aber steht mit einer großen, doch unzugänglichen frühen Ausnahme poetisch

arm da. 1810 waren die studentischen Neulinge so bescheiden, dem Rektor Schmalz, als sie ihm gleich ihr Vivat mit Musik brachten, ein nichtsnutziges Gedicht des guten Kriegsrates Mächler zu überreichen. Unter ihnen fand sich kein Dichter. Auch der Dozent der Medizin Wollart, der am Sarge Luise's Otaverime niedergelegt hatte, schwieg bei der Einweihung der Universität. Nur die zwei Jungromantiker traten hervor.

Arnim in den „Abendblättern“ vom 15. Oktober, als dem zur Einweihung erst vorgesehenen kronprinzlichen Geburtstag, gedrucktes Gedicht „Der Studenten Lebehoch bei der Ankunft in Berlin am 15. Oktober“ ist ein wunderlicher Dialog zwischen einem „Eingebornen“, den ich mir auch nach der ersten Intention vom Anfang bis zum Ende fortsprechend denke, und dem „Chor der Ankommenden“. Sie sind durch unsern märkischen Sand in diese „heilige Stadt“ gewandert, voll glühenden Durstes nach Wissenschaft, und schwören ihrem bewillkommenden Gioerone in sehr schematischen Zeilen Dankbarkeit und Eifer. Der zweite Teil gilt mit dreifachen Vivat dem der Wissenschaft als Sitz verliehenen „Heldenschloß“, dem königlichen Stiren und dem Kronprinzen. Ob Arnim selbst an Reztalon oder Sang bei der Feier gedacht hat? Es kam zu keiner.

Weil überall diesen flüchtigen poetischen Gruß Brentano. Der hatte im beglückten Sommer 1806 das „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg“ dargebracht zum Dankfest für den greisen Kurfürsten, bald Großherzog Karl Friedrich und seinen jüngst vernähnten Enkel, köstliche, leicht archaisch abgetonte Reimpare, die Frau Pallas nach Altherrn Martin Opitz von Bobertfeld anrufen. Dieser humoristische Ton ziemte der neuen Gelegenheit nicht. Brentano schuf eine große Festkantate; ihr statlicher Druck ist auf dem Titelblatt mit dem Umriß des Prinz-Heinrich-Palais geschnückt. Ob man ihm offiziell die Abfassung übertrug, wie sein geistlicher Biograph behauptet, ist mehr als fraglich, und

von irgend einer Aufführung der sehr ungleichen Reichardt'schen Komposition wissen auch die Tagesblätter nichts; aber das Gedicht fand verdiente Anerkennung, „wunderschön“ nennt es Rahel.

Dem Frankfurter verschlug es immerhin weniger als etwa seinem gut brandenburgischen Schwager, daß der patriotische Ton nur sehr sacht angestimmt, vom Druck des Krieges und der Fremdherrschaft in dieser Zeit der schweren Not am Geburtstag unsrer Hochschule bloß andeutend geredet werden durfte, womit freilich ein Hauptmotiv beinahe verstummt. Brentano trug der Kantate sein starkes musikalisches Gefühl, seinen in älteren, manchmal an Goethes Höhe rührenden Hymnen gepflegten Bilderstil, seine Kraft der Allegorie, seine Begeisterung für alle frische Jugend entgegen. Die leidige Neigung dieses gebornen Lyrikers zur Länge störte nicht bei einem so großen Vorwurf. Er wehte ihn, noch kein strenger Katholik, mit religiöser Empfindung, nied die sonst leicht einströmenden Allotria und hielt jede unwürdige Note fern. „*Università litterariae. Kantate auf den 15. Oktober 1810.*“

Priesterlich hebt ein „Chor der Vorsteher“ mit ernstem Tedeum an, den göttlichen Lehrberuf preisend. Bürger rühmen die trotz alledem durch den Sieger selbst gemenhten hohen Schulen; ein allgemeiner Chor findet Deutschlands Fleiß, Treue und Größe in Pflug, Schwert und Buch bezeugt. Schwungvoll erhebt sich das Gedicht zu Musengrüßen an die schwergeprüfte königliche Residenz, aus deren Schoß ein deutscher Helikon steige, der Dichter sieht eine Jünglingschar in seliger Ungeduld und hohem Jugendernst nahen, die Stadt heißt sie willkommen, ihr Bürger bekräftigt das und bietet den vollen Becher, ein heller Studentensang antwortet als akademischer Berglein:

Glück auf, Glück auf! Viktoria!  
Es ist im Vaterlande  
Ein Musenberg voll Gloria  
Mit Gottes Gunst entstanden.

Und nun gelingt es Brentano außerordentlich, in seinem Wechselchor der Bürger die vier hohen Frauen samt den Fakultätsfarben ohne leere Allegorie anschaulich und geistvoll aufzurufen. Künstlicher ist es, doch im tiefen Sinn Schleiermachers „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten“ von 1808 getreu, wenn danach die Schulen den „Blütenstrauß der südlichen Granate“ darreichen, die Akademie der Wissenschaften aber den reifen Granatapfel, „der Vielheit Einheit in der Schale Gold“, auf Schulbänken wird gelerrt, auf Universitäten gelehrt, „und unser ist der ernste Kreis, wo Meister sich zum Meister nur gesellt“. So kommt der enge Bund von Akademie und Universität in Berlin zu symbolischem Ausdruck. Die „Stimme der Vorsteher“ weist Lernende und Lehrende an den Staat, Studenten bekennen ihren glühenden Wettstreit, und ein edler „Gesang der Lehrer“ sagt ihnen zu, daß sie auf dem Meer des Geistes den „der Fahrt erfahrenen Männern“ Gefährten, nicht Schüler sein sollen. Dargestellt ist wiederum die höhere Stufe wissenschaftlicher Mitarbeit bezeichnet. Mit der Antwort auf die Frage der Bürger, was die Lehren auf der Zinne des Hauses bedeuten, schließt eine „Stimme der Lehrer“, Final und Finale ründend, das Gedicht würdig ab:

Der Ganzheit, Allheit, Einheit,  
Der Allgemeinheit  
Gelehrter Weisheit,  
Des Wissens Freiheit,  
Gehört dies königliche Haus!  
So leg ich auch die goldenen Worte aus:  
*UNIVERSITÄT LITTERARIAE.*

In Jena und Marburg, in Heidelberg und Landshut war dem heißen Romantiker die akademische Jugend mit ihrem Hochsinn und Unsinn so lieb, ja so heilig geworden wie seiner Schwester Betina. Als er nun im ersten Jahre der Universität für seine christlich-deutschen Tischgenossen, unter denen auch Fichte saß, den ungezogenen, aber geist- und witzsprühenden

Fehdebrief an die beiden Extreme ihres Hasses, Philister und Juden, schrieb, das Hef „Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Eine scherzhafte Abhandlung“, da nahm er den Begriff des Studenten so hoch wie nur möglich, davon durchdrungen, daß ein gewöhnlicher Student, und scheine er noch so forsch, ein Erzpphilister sein könne, der wahre Studiosus aber, ewig im Geist lebend und strebend, einen character indelebilis trage. Clemens bringt endlich in anschwellenden Versen sein Glas

Allen, denen Gott im Busen  
Eine heil'ge Glut entflammt,

nach der prächtigen Antithese: „Philister also werden alle genannt, die keine Studenten waren, und nehmen wir das Wort Student im weitem Sinne eines Studierenden, eines Menschen, der das Haus seines Lebens noch nicht wie eine Schnecke, welche die wahren Hausphilister sind, zugeklebt, eines Menschen, der in der Erforschung des Ewigen, der Wissenschaft oder Gottes begriffen, der alle Strahlen des Lichtes in seiner Seele freudig spiegeln läßt, eines Anbetenden der Idee, so stehen die Philister ihnen gegenüber, und alle sind Philister, welche keine Studenten in diesem weitem Sinne des Wortes sind.“

Verwiesen sei auf Reinhold Steigs inhaltschweres Buch „Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe“ (1901), mit dem ich mich mehrfach berühre. Kleists drei Fassungen „An die Königin“ in meiner Ausgabe seiner Werke 4, 39. Arnims Kantate auf Luise's Tod: Sämtl. Werke 22, 322; Brentanos in Diels-Kretens Lebensbild 1, 427. Arnims „Lebenhoch“ aus den Abendblättern mit Varianten der Hs. wiederholt von Steig S. 303, Brentanos Heidelberger „Lied“: Gesammelte Schriften 2, 3 (Sonderdruck von Bartsch, Freiburg und Tübingen 1882), seine Berliner Kantate nach dem 1. Druck erst wiederholt von Diels-Kretens 1, 415.

